

**Wassili
Grossman**
Armeni
sche
Reise



CLASSEN

Wassili Grossman
Armenische Reise

**Wassili
Grossman
Armeni
sche
Reise**

Aus dem Russischen übersetzt und
mit einem Nachwort von Christiane Körner

CLASSEN

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Originalausgabe erschien 1998
unter dem Titel *Добро вам! (Из путевых заметок)*
bei Agraf, Moskau



MIX

Papier | Fördert
gute Waldnutzung

FSC® C014496

claassen ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein.de

ISBN: 978-3-546-10093-9

© der deutschsprachigen Ausgabe
2024 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Gesetzt aus Aldus nova Pro

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Inhalt

Armenische Reise 7

Nachwort von Christiane Körner

»Mörder mit gutmütigen, ehrlichen Gesichtern«. Wassili
Grossmans *Armenische Reise*: ein Text über Gewalt und
Mitleid 177

Literatur 195

Anmerkungen der Übersetzerin 197

Armenische Reise

I

Die ersten Eindrücke von Armenien morgens, im Zug. Grünlich grauer Stein, nicht als Berg, nicht als Fels steht er da, er ist flaches Geröll, steinernes Feld; der Berg ist gestorben, sein Skelett zerfallen. Die Zeit hat ihn altern lassen, abgetötet, und nun liegen die Knochen des Bergs am Boden.

Parallel zum Bahndamm mehrere Reihen Stacheldraht, ach richtig: Der Zug fährt an der türkischen Grenze entlang. Da steht ein kleines weißes Haus, daneben ein Esel – nicht unser Esel, ein türkischer. Menschen sind nicht zu sehen. Die türkischen Soldaten schlafen noch ...

Armenische Dörfer – Häuser mit flachen Dächern, niedrige Quader aus großem grauen Stein; kein Grün – statt Bäumen und Blumen rund um die Häuser verstreut eine Menge grauer Steine. Und man hat das Gefühl, diese Häuser sind nicht von Menschen gemacht. Manchmal wird ein grauer Stein lebendig, bewegt sich. Es sind Schafe. Auch sie entstammen Steinen, und wahrscheinlich fressen sie Steinkrümel und trinken Steinstaub – es gibt kein Gras, kein Wasser, nur eine flache steinerne Steppe: große, spitze, graue, grünliche schwarze Steine.

Bauern in der berühmten Einheitsuniform der sowje-

tischen Werktätigen – graue oder schwarze Wattejacken; Menschen wie die Steine, zwischen denen sie leben, Gesichter, dunkel wegen des braunen Teints oder der ausgebliebenen Rasur. Viele haben sich weiße Wollstrümpfe über die Hosenbeine gezogen. Frauen tragen graue Tücher um den Kopf gewickelt, die den Mund, die Stirn bis zu den Augen verdecken. Auch die Tücher gleichen Steinen.

Und plötzlich sind da ein, zwei Frauen mit leuchtend roten Kleidern, mit roten Jacken, roten Westen, roten Bändern, roten Kopftüchern. Alles ist rot – und jedes Kleidungsstück hat seine eigene rote Tönung, ruft durchdringend mit seiner speziellen roten Stimme. Es sind Kurdinnen, Frauen der seit Jahrhunderten, Jahrtausenden hier ansässigen Viehzüchter. Vielleicht revoltieren sie mit dem Rot gegen die grauen Jahrhunderte, verbracht zwischen grauem Stein?

Mein Nachbar im Abteil, ein leitender Ingenieur auf irgendeiner Baustelle, vergleicht die ganze Zeit die paradiesische Fruchtbarkeit Georgiens mit dem steinernen Armenien. Er ist jung und neigt zu Kritik – wenn es um einen sieben Kilometer langen Tunnel geht oder um eine Straße, die durch Basaltfelsen gehauen wurde, pflegt er zu sagen: »Das wurde noch unter Nikolai gebaut.«

Dann verrät er mir, wo man Dollars oder goldene 10-Rubel-Münzen kaufen kann, informiert mich über die Kurse der schwarzen Börse. Man merkt: Der Junge beneidet Leute, die große Dinger drehen. Dann erzählt er von einem Jerewaner Handwerker, der Metallgrabkränze

aus Metallblättern fertigt. Zu einer Beerdigung, selbst zur bescheidensten, kommen in Jerewan zwei-, dreihundert Leute. Und Kränze gibt es kaum weniger. Der Schöpfer von Metallgrabkränzen wurde steinreich. Dann bietet mir mein Nachbar Granatäpfel an, die er in Moskau gekauft hat. Die Fahrt von Moskau nach Jerewan ist lang, das Land riesig: Mein Reisegefährte war am Kursker Bahnhof frisch rasiert, bis Jerewan sind ihm schwarze Stoppeln gewachsen.

II

Auf einem Berg hoch über Jerewan steht ein Stalin-Denkmal.¹ Der gigantische Bronzemarschall ist von jedem Punkt der Stadt aus zu sehen. Käme ein Kosmonaut von einem fernen Planeten und erblickte den Bronzegiganten, der über Armeniens Hauptstadt emporragt, er würde sofort begreifen, dass dies das Denkmal eines großen und schrecklichen Herrschers ist.

Stalin trägt einen langen Bronzemantel, auf dem Kopf hat er eine militärische Schirmmütze, seine Bronzehand ist unter die Knopfleiste des Mantels geschoben. Er schreitet vorwärts, sein Schritt ist bedächtig, schwer, gemessen – der Schritt eines Herrn, des Herrschers der Welt, jemand wie er hat keine Eile. In ihm vereinigt sich auf seltsame, quälende Art zweierlei – er verkörpert eine Kraft, über die nur ein Gott verfügen kann, so groß ist sie, und er verkörpert eine irdische Macht, eine grobe, militärische, bürokratische.

Diese imposante Gottheit ist die großartige Arbeit von Merkurow.² Womöglich seine beste. Vielleicht ist es sogar das beste Denkmal unserer Zeit. Es ist das Denkmal einer Epoche, der Epoche Stalins. Man könnte glauben, die Wolken berührten Stalins Kopf. Die Figur ist siebzehn Meter

hoch, zusammen mit dem Postament achtundsiebzig³ Meter. Als das Denkmal errichtet wurde und die Teile des riesenhaften Bronzekörpers auf der Erde lagen, konnten die Arbeiter aufrecht durch Stalins hohles Bein gehen.

Stalin erhebt sich über Jerewan, über Armenien, er erhebt sich über Russland, über der Ukraine, über dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer, über dem Nordpolarmeer, über der ostsibirischen Taiga, über Kasachstans Wüsten. Stalin verkörpert den Staat.

Das Denkmal war 1951 errichtet worden. Wissenschaftler, Dichter, angesehene Hirten, Bestarbeiter, Studenten, Schüler, alte Bolschewiki versammelten sich am Fuße des Bronzegiganten. Natürlich sprachen die Redner vom Größten der Großen, vom Genialsten der Genialen, vom Weisesten der Weisen, vom gütigen, geliebten Vater und Lehrer. Alle Häupter neigten sich vor dem Herrn, dem Führer, dem Errichter des Sowjetstaates. Stalins Staat war ein Ausdruck von Stalins Charakter. In Stalins Charakter drückte sich der Charakter des von ihm errichteten Staates aus.

Ich traf in den Tagen des 22. Parteitags in Jerewan ein, zu der Zeit, als der Stalin-Prospekt – die schönste Straße der Stadt, von Platanen gesäumt, breit und gerade, nachts von Laternen erleuchtet, die in den Asphalt der Fahrbahn eingelassen waren – in Lenin-Prospekt umbenannt wurde.

Meine armenischen Gesprächspartner, einer von ihnen hatte seinerzeit zu den angesehenen Personen gehört, denen man die Enthüllung des Stalin-Denkmal anvertraut

hatte, reagierten nervös, wann immer ich das gigantische Monument rühmte.

Einige sagten gewandt: »Möge das Metall, das für dieses Denkmal genutzt wurde, seiner ursprünglichen edlen Bestimmung zugeführt werden.«

Doch die anderen fielen über Stalin her – sie verfluchten ihn nicht einmal wegen der entsetzlichen Verbrechen und Morde von 1937, sondern wegen seiner Erbärmlichkeit – ein Hinterwäldler sei er gewesen, ein Hochstapler, ein Emporkömmling.

Alle meine Versuche, wegen seiner Rolle bei der Gründung des Sowjetstaates ein Wort für Stalin einzulegen, blieben erfolglos. Meine Gesprächspartner wollten ihm nicht ein Quäntchen Verdienst zubilligen, weder bei der Entwicklung von Schwer- und Schwerstindustrie noch bei der Kriegsführung noch beim Aufbau des Staates. Alles hätte sich ihm zuwider vollzogen, ihm zum Trotz. Ihre fehlende Objektivität war so sehr mit Händen zu greifen, dass sie in mir unwillkürlich den Wunsch weckte, Stalin zu verteidigen. Diese vollkommen fehlende Objektivität konnte nur mit jener verglichen werden, die dieselben Leute vermutlich zu Stalins Lebzeiten an den Tag gelegt hatten, als sie seinen Verstand, seinen Willen, seine Voraussicht, sein Genie verabsolutierten und in den Himmel hoben. Meiner Meinung nach haben die hysterische Vergötterung und die komplette und vorbehaltlose Schmähung Stalins ganz genau denselben Ursprung.

Wenn ich meinen Jerewaner Gesprächspartnern zuhörte,

erkannte ich die Eigenschaften vieler meiner russischen Gesprächspartner wieder. Offensichtlich gehören zu den universellen menschlichen Charakterzügen, die allen Völkern gleichermaßen eigen sind, nicht nur Güte, Vernunft oder Hochherzigkeit. Opportunistische Rückgratlosigkeit ist auch eine menschliche Eigenschaft, man trifft sie im Norden und im Süden, bei Blonden und Brünetten, bei allen Völkern, Rassen und Stämmen.

Am Abend des 7. November 1961 bestieg ich mit zwei Jerewaner Bekannten den Berg des Stalin-Denkmal. Die Sonne ging unter. Wir saßen in einem Restaurant, betrachteten den rosigen Schneegipfel des Ararat. Das Gespräch drehte sich um Stalin. Wir bekamen schlechten, versalzten Fisch serviert, vielleicht waren meine Gesprächspartner deshalb besonders gehässig.

Als es dunkel war, begann das Feuerwerk zum 44. Jahrestag der Oktoberrevolution. Meine Gesprächspartner setzten ihre Unterhaltung fort – zwei georgische Wörter kamen darin immer wieder vor, *Soso* und *mama dsaghli*,⁴ »Hurensohn« ...

Ich ging in der Dunkelheit zum Stalin-Denkmal. Mir bot sich ein wahrhaft überwältigendes Bild. Am Fuße des Monuments standen in einem Halbkreis Dutzende von Artilleriegeschützen. Bei jeder Salve beleuchteten die Feuerstöße der Kanonen die umliegenden Berge, und die gigantische Figur Stalins trat jäh aus der Finsternis. Zu den Bronzefüßen des Herrschers ballte sich schimmernder, glühender Rauch. Es wirkte, als kommandierte der Ge-

neralissimus zum letzten Mal seine Artillerie – die Finsternis zerbarst krachend in Flammen, Hunderte Soldaten hantierten an den Geschützen, und von Neuem Stille und Finsternis, und wieder Kommandoworte, und jäh trat aus dem Gebirgsdunkel der grimmige Bronzegott im langen Mantel. Nein, was ihm gehört, das kann man ihm nicht mehr nehmen – er, der zahlreiche unmenschliche Gräueltaten verübt hat, war der unbarmherzige Erbauer und Lenker eines großen und schrecklichen Staates.

Nein, der Rang eines *mama dsaghli* ist ihm nicht gemäß. Ebenso wenig, wie der Titel des Vaters und Freundes aller Völker der Erde jemals zu ihm passte.

Mitarbeiter des Jerewaner Stadtkomitees der Partei haben erzählt, auf einer Kolchosversammlung in einem Dorf im Ararat-Tal sei vorgeschlagen worden, das Stalin-Denkmal zu demontieren. Die Bauern erklärten: Der Staat hat von uns hunderttausend Rubel bekommen, um das Denkmal aufzustellen. Jetzt will der Staat es zerstören. Bitte sehr, zerstört es, aber gibt uns unsere Hunderttausend wieder. Ein alter Mann aber schlug vor, das Denkmal herunterzunehmen und zu beerdigen, ohne es zu zerstören. »Es wird vielleicht noch mal gebraucht, wenn es eine neue Regierung gibt, und dann müssen wir unser Geld nicht schon wieder hergeben.«

Fürchterlich – das Eintreten für Stalins Staat kommt als Protest der Staatsführer gegen Stalin daher. Und der Geist der Revolte will sich durch das Eintreten für Stalin zeigen, einen der unmenschlichsten Übeltäter der Geschichte.

Im stillen Gebirgsort Zaghkadsor, sechzig Kilometer von Jerewan entfernt, trifft man um sieben Uhr abends keine Menschenseele auf der Straße. In Zaghkadsor gibt es einen stadtbekanntem Irren, den fünfundsiebzigjährigen Andreas. Es heißt, er habe seinen Verstand während des türkischen Massenmords an den Armeniern verloren – seine Angehörigen wurden vor seinen Augen umgebracht. Es heißt weiter, Andreas habe als junger Mann in der russischen Armee gedient, unter dem Partisanen und russischen General Andranik Pascha,⁵ den die armenischen Bauern vergötterten und der später in den Vereinigten Staaten von Amerika gestorben ist. Vor einem Jahr verstarb Andreas' Frau, eine Märtyrerin, die mit diesem Wahnsinnigen ihr ganzes Leben verbracht hatte. Zu ihren Lebzeiten schlug er sie, doch als die alte Frau gestorben war, ließ er nicht zu, dass man sie begrub – er umarmte sie, küsste sie, versuchte immer wieder, seine tote Freundin an den Tisch zu setzen, ihr zu essen zu geben. Niemand wagte es, sich dem wahnsinnigen Alten zu nähern, der den Tod seiner Frau nicht fassen konnte.

Heute lebt Andreas allein in dem kleinen Steinhaus; er besitzt zwei Schafe, sie sind von vertrauensvoller Liebe zu ihm erfüllt – sein Irrsinn, sein nächtlicher Gesang, seine Anfälle von Wut oder Verzweiflung, seine Tränen und sein Schweigen machen den Schafen nichts aus.

Wenn in Andreas' Gegenwart der Name Andranik Pascha fällt, weint er. Vermutlich hat es seit Shakespeares Zeiten kein besseres Modell für den wahnsinnigen König

Lear gegeben als Andreas. Mittelgroß, breitschultrig, etwas schwergewichtig (bestimmt hat er Ödeme), mit einer dicken abgerissenen Bauernjoppe, Schaffellmütze und einem langen Knotenstock, so wandert er mit seinem hoheitsvollen, aber auch traurigen aschgrauen Gang durch die steilen Gassen von Zaghkadsor. Auf dem großen Kopf wuchern schieferne bleifarbene Locken, nicht einmal unter der geräumigen Mütze finden sie Platz. Andreas' Gesicht wiederum sieht so aus, dass Rembrandt den Pinsel weggelegt und gesagt hätte: »Hier bleibt mir nichts mehr zu tun, die Natur hat schon alles gemacht.« Und wirklich, das Gesicht eignet sich besser zum Fotografieren als zum Malen. Andreas hat eine Löwenstirn, dichte herabhängende Brauen, schwere Falten um den Mund, eine große Nase, Hängebacken wie Hindenburg und vorstehende, flammende und gleichzeitig trübe gelbgraue Augen. Güte und Müdigkeit liegen in diesen Augen, aber auch unbändiger Zorn und furchtbarer Gram, ein sinnender Verstand und ein rasender Irrsinn.

Die Bewohner von Zaghkadsor haben Mitleid mit Andreas. Karapet Agha, der schlaue, berechnende Repatriant aus Syrien, der den Rang eines Kneipenbesitzers in Aleppo gegen den Posten eines Speiselokalleiters in Zaghkadsor eingetauscht hat, bewirtet Andreas regelmäßig. Er tut das ehrerbietig, und bei all seinem Stolz und Argwohn fühlt sich der Alte nie gekränkt durch Karapets Bewirtung und isst vertrauensvoll den Chasch, eine ungeheuer kalorienreiche warme Kalbfleischsülze mit Knoblauch. Manchmal

kredenzte Karapet Agha Andreas ein Gläschen Traubenwodka. Andreas trinkt den Wodka, singt ein Kriegslied über Andranik Pascha und weint.

Der Hirte Hatschik hütet in den Bergen unentgeltlich Andreas' Schafe. Siranusch, seine Nachbarin, heizt manchmal das steinerne Kämmerchen des Alten mit Kisjak.⁶ Einmal habe ich erlebt, wie Andreas einen Wutanfall bekam. Er wetterte, indem er armenische Verwünschungen im schmutzigen Feuer russischer Mutterflüche bis zur Weißglut erhitzte.

Bald darauf erfuhr ich den Grund für Andreas' Raserei. Auf Anweisung des Parteikomitees war in der Nacht die golden angestrichene Gipsfigur Stalins vom zentralen Platz des Ortes entfernt worden.

Als Andreas sah, dass Stalin verschwunden war, geriet er in furchtbaren Zorn. Er fuchtelte mit seinem Stock, er stürzte sich auf die Fernfahrer, die Kinder, auf Karapet Agha, auf die Studenten, die aus Jerewan zum Skifahren gekommen waren.

Für ihn war Stalin der Sieger über die Deutschen. Und die Deutschen waren Verbündete der Türken. Also mussten türkische Agenten das Stalin-Denkmal zerstört haben. Die Türken hatten armenische Frauen und Kinder getötet, armenische Greise ermordet, hatten unschuldige Zivilisten – Bauern, Arbeiter, Handwerker – barbarisch umgebracht, hatten armenische Schriftsteller, Wissenschaftler, Sänger ermordet. Die Türken hatten Andreas' Angehörige getötet, sein Haus zerstört, seinen Bruder umgebracht. Die Türken

hatten armenische Kaufleute und armenische Bettler ermordet, sie hatten das armenische Volk ermordet. Gegen die Türken hatte der große Andranik Pascha gekämpft, der russische General. Und der Oberbefehlshaber der russischen Armee, die die mächtigen Verbündeten der Türken vernichtet hatte, war Stalin.

Der ganze Ort lachte über den Zorn des Andreas – er brachte zwei Kriege durcheinander, in seinem wahnsinnigen Hirn vermischten sich 1914 und 1941. Der verrückte Alte verlangte, dass der goldüberzogene Gips-Stalin auf den Platz von Zaghkadsor zurückkehrte, hatte er doch die Deutschen zerschmettert und Hitler besiegt. Die Leute lachten über den Alten – er war wahnsinnig, und sie waren es nicht.

III

Etwas hat mich überrascht. Es gibt nicht wenige Armenier mit hellem Haar, mit grauen, blassblauen, tiefblauen Augen. Ich bin blonden Dorfkindern begegnet, der bildhübschen vierjährigen Rusana etwa mit ihren himmelblauen Augen und dem goldenen Haarschopf. Bisweilen haben armenische Männer und Frauen Gesichter von klassischer antiker Schönheit, von idealer ovaler Form, eine gerade, wohlproportionierte Nase, blaue große Augen. Ich bin Menschen mit breitem Kiefer begegnet, mit flacher Nase, schräg gestellten Augen, Stupsnasen, ich habe Armenier mit länglichen Gesichtern gesehen, mit scharf geschnittenen Zügen, mit unglaublich ausladenden Nasen, spitzen Nasen, Hakennasen.

Ich habe blau schimmerndes dunkles Haar gesehen, kohlschwarze Augen, jesuitisch schmale Lippen, die vollen, hervorstehenden afrikanischen Lippen. Aber in dieser riesigen Vielfalt existiert dennoch ein erkennbarer, allgemeiner nationaler Typ.

Schwer zu sagen, was mehr Erstaunen verdient, die Vielfalt oder die hartnäckige Beständigkeit.

Woher stammen aber all die Abweichungen von einem Äußeren, das als armenisch gilt?